

# ALLEIN HÄTTE ICH DIESEN TEXT NIEMALS SCHREIBEN KÖNNEN

## Eine Collage

### *Other Writers Need to Concentrate*

Hallo Papa! Heute zeige ich dir den Wasserlauf!, sagt A. zu Beginn des Videos, das sie mir während einer Woche schickt, in der wir uns nicht sehen werden. Dann fängt sie an zu trinken, mit zwei Strohhalmen gleichzeitig, aus zwei vollen, großen Wassergläsern. Sie trinkt und trinkt, anfangs mit großer Begeisterung, später mit zunehmender Verzweiflung, schließlich kämpft sie damit, dass sie sich wahrscheinlich doch zu viel vorgenommen hat. Woher sie das Wort »Wasserlauf« hat, weiß ich nicht, und was das, was sie da tut, mit einem Lauf zu tun hat, kann ich mir auch nicht erklären. Aber »Wasserlauf« wird für die nächsten Tage ein kleines Lieblingswort von mir, und auch wenn ich sie für ihre Bauchschmerzen und die Übelkeit bedaure, die sich schon am Ende des Videos zeigen, trage ich ihren Mut und ihre Verwegenheit in dieser Woche mit mir herum und bin ihr sehr dankbar dafür, dass sie diesen Anflug kindlichen Größenwahns ausgerechnet mit mir teilen wollte.

Ich will mehr schreiben

Ich will weniger gestresst sein.

Ich will weiter so viel verdienen, dass unser 50/50-Modell funktioniert.

Ich sitze im Bett, den Säugling im Schoß, weil er nur im Wärmeschatten meines Körpers gut schläft. Er räkelt sich und knurrt. Ich versuche, mich nicht zu bewegen, obwohl mein rechter Fuß eingeschlafen ist, und schreibe schneller. In der Hoffnung, den nächsten Gedanken noch bis zum Ende ausführen zu können, bevor das Baby aufwacht. Ich schaffe es nicht und schreibe trotzdem, irgendwie geht es, das Baby an der einen Brust. Von der anderen Brust tropft Milch auf die Seiten dieses Textes.

Das Kind der schreibenden Mutter hat ein Loch im Socken. Es ist ihm nicht angenehm, dass der nackte Zeh mit dem Inneren seines Gummistiefels in Berührung kommt. Beim Spielen im Wald vergisst das Kind das Loch und die Mutter, die heute Morgen beim Frühstück wieder so ein komisches Gesicht gemacht hat. Das Kind kennt sich aus mit den Launen dieser Frau (sie ist die einzige Frau in ihrer vierköpfigen Runde). Ihre Launen haben mit etwas Schrecklichem zu tun, das sie ihren Text nennt. Gegen das strikte Verbot besucht das Kind sie manchmal in ihrem Zimmer. Es öffnet die Tür einen Spalt und sieht das Feuer im Ofen. Die Mutter sitzt in eine Decke gehüllt an ihrem Schreibtisch (ihr Zuhause ist ein Eispalast). Lächelt die Mutter in Richtung Tür, hüpfet das Kind schnell auf den Sessel am Feuer. »Aber du musst mich arbeiten lassen!«, sagt sie und starrt auf ihren Zettel. Das Kind merkt, dass sie sich viel mehr für das Kind interessiert als für den Bleistift, mit dem sie ja doch nichts anzufangen weiß. Also erzählt ihr das Kind von seinen neuesten Plänen, gefährliche Verfolger auszuschalten (Säbelzahn tiger etc.). Sie unterhält sich mit ihm von ihrem Stuhl aus. Aber dann ist sie plötzlich sauer. »Jetzt musst du aber raus, sonst schaffe ich heute gar nichts mehr.« Und wie sie ihm nachschaut, dass sie wie eine Gefangene aussieht mit dieser Arbeit, die ihr gar nicht gefällt. Wenn das Kind wüsste, mit was für Dinosauriern seine Mutter kämpft. Wie schlau die sind und wie gemein. Manchmal ruft jemand an, den sie den Lektor nennt. Vor dem Anruf rennt sie hin und her. Nach dem Gespräch weint sie meistens. Dann streicht das Kind ihr übers Haar. »Und eine schlechte Mutter bin

ich auch«, sagt sie. »Du hast ja schon wieder ein Loch im Socken.« Das Kind wackelt mit dem nackten Zeh. Es fragt: »Wenn eine Anakonda mit einer Speikobra kämpft? Wer von beiden gewinnt dann, Mama?«

Wenige Dinge nur habe ich aus purer Freude gemacht oder aus einem einfachen, instinktiven, dringenden Wunsch heraus. Ein Kind zu bekommen gehörte zu diesen Dingen, die sich nicht instrumentalisieren oder pragmatisch mit Vor- und Nachteilen angehen ließen. Das heißt, es ließe sich natürlich eins bekommen, um in die Altersvorsorge zu investieren, um eigene Komplexe daran abzuarbeiten, diktatorische Neigungen auszuüben, aber sowas kam uns nie in den Sinn. Ich weiß nicht, warum ich, warum wir ein Kind wollten, aber, mal ehrlich, wer sonst, wenn nicht wir.

Ich will mehr lesen.

Ich will politisch sein.

Ich will, dass mein Rasen grüner ist als der der Nachbarn.

Lieber Literaturkritiker, so kocht man Grießkoch:

Man nehme 500 ml Milch, 90 g Grieß, 2 Esslöffel Zucker, 1 Esslöffel Butter, 1 Prise Salz. Zuerst die Butter und die Milch in einen Topf geben und bei mittlerer Hitze langsam zum Kochen bringen. Mit Salz und Zucker würzen. Sobald die Milch aufkocht, langsam den Grieß einrühren. Für 2 bis 3 Minuten leicht köcheln lassen, dabei beständig rühren, bis der Brei die gewünschte Konsistenz bekommt.

Umso länger der Brei gekocht wird, umso fester wird er.

Du meinst, das interessiert keinen? Genauso wenig, wie es jemanden interessiert, wenn ich vom Wäschewaschen schreibe, vom Windelwechseln, von den Ausscheidungen meines Kindes, oben und unten, von meiner Müdigkeit?

Mich interessiert es eigentlich auch nicht, weißt Du. Und ich würde auch lieber über etwas wirklich Dringliches schreiben, was immer das

dann wäre. Aber oben genannte Dinge sind leider im Moment die dringlicheren, für mich. Soll ich deshalb gar nichts schreiben? Den Mund halten? Oder Märchen erzählen, weil das besser zu Müttern passt?

Entschuldige, das war polemisch, und ich weiß, das führt zu nichts. Kennst Du das Märchen vom süßen Brei? Würdest Du unter süßem Brei begraben werden wollen? Nein?

Also, vielleicht kannst Du mich ja doch ein wenig verstehen.

Literarische Grüße, eine Schreibende.\*

Mittlerweile denke ich, das Problem liegt gar nicht so sehr im Schreiben, denn das kann man zur Not als charmant und authentisch verkaufen (und das müssen wir). In Wahrheit wurde das kurze Stück mit letzter Kraft direkt vorm Umfallen des Abends kreierte, falls hier kreierte das angemessene Wort ist, im Vertrauen darauf, dass man »seine Hausaufgaben gemacht hat«. Ja, genau. Die Hausaufgaben! Was war das noch mal? Da steht ganz oben: denken. Nachdenken, bevor man was schreibt. Ich muss geistig richtig tätig sein, also richtig tief denken (heißt es angeblich), und um zu denken, muss ich lesen. Wer nicht liest, denkt schlecht, sagen wir einander. Aber wann soll ich lesen? Lesen fühlt sich am schlimmsten, am unproduktivsten, am nutzlosesten von allen Beschäftigungen an, denn ich lese Schönes. Gut, es gab einmal eine Zeit, da sollten Inhalt und Form zueinander finden wollen, also das Schöne auch nützlich sein. Lese ich bei Lu Märten, zum Beispiel. Aber dieser Anspruch ist schon länger her. Wie kann ich rechtfertigen, dass ich das lese, obwohl ich nicht muss? Die Sachen, die ich lesen muss, fühlen sich ein bisschen legitimer an, aber dadurch zählen sie nur halb, denn sie werfen einen Nutzen ab. Zweckloses Lesen ist also der härteste Brocken an der Geschichte mit dem Schreiben. Ich lese gern.

\* Dieser Absatz wurde bereits veröffentlicht in: Hirth, Simone. 2020. *Das Loch*. Wien: Kremayr & Scheriau, S. 73f.

Ich will mich und meine Texte nicht so oft mit anderen vergleichen.  
Ich will gut aussehen.  
Ich will den Vater meiner Kinder weiter lieben, möglichst für immer.

Aber ich habe gestern die ganze Wohnung und du hast am Nachmittag gar nichts.

Aber ich habe diese Auftragsarbeiten immer und damit das Geld und du immer nur an deinem Roman, in die Tiefe gehend und selber suchend und wunderbar, aber eben kein Geld mit tiefen Gedanken.

Aber ich habe gedacht, dass wir das so machen, dass jede und jeder seine Kunst.

Aber ich habe gedacht, das darf ich auch, aber ich muss ja Geld für Kinder und Essen und dann an meinem Halbtag auch noch die Wäsche waschen.

Aber ich habe die Wäsche gewaschen.

Aber ich habe die Kinder auf die Welt gebracht.

Aber ich stehe jetzt, nachdem die aus dir heraus gekommen sind, jeden Morgen um sechs mit ihnen auf.

Aber ich habe sie neun Monate herumgetragen und auch das herauskommen war so anstrengend wie ein Leben lang um sechs Uhr aufstehen.

Aber ich kann nichts dafür, dass ich keine Kinder gebären kann.

Aber du könntest wenigstens das Klo putzen.

Wie oft darf man den Themenkomplex Mutterschaft und Schreiben mit großer Sichtbarkeit verhandeln? Einmal im Jahr? Oder lieber zweimal? Wie viel Rampenlicht verdienen schreibende Eltern? Ab wann ist es dann doch zu viel?

Ich will mich mehr bewegen.

Ich will intelligent sein.

Ich will den Kindern ausgeglichen begegnen.

Der Schwangerschaftstest sagt positiv.

Mein Partner sagt, wir haben alle Möglichkeiten.

Der Frauenarzt sagt, gratuliere Ihnen zur Schwangerschaft.

Sie sagen, ein Kind ist das größte Glück.

Sie sagen, dein Leben ist jetzt vorbei.

Sie sagen, jetzt seid ihr eine Familie.

Sie sagen, mutig.

Sie fragen, Mädchen oder Junge?

Sie sagen, Hauptsache gesund.

Wir sagen, 50:50.

Sie nicken, wissend.

Er hat Tränen in den Augen. Ehrlich, Mama, ich habe nur mit dem Steinmonster gespielt, so und so und so. Er macht die Bewegungen nach, lässt das Monster nochmal über den Nachttisch gleiten, es hüpf über die Lampe. Das muss der Moment sein, an dem das Monster den Lampenschirm zerschlug.

Ich seufze, schüttele den Kopf. Mein Kind fängt wieder an zu weinen.

Wenn man in einer Schreibresidenz mit seinen Kindern ist, dann muss man dazu auch die richtigen Kinder haben. Sie müssen brav sein und stillhalten können und nichts kaputt machen. Sie müssen gut erzogen sein, wie Schreibresidenzkinder, die sich woanders so benehmen, als wären sie nicht zu Hause. Nicht dort, wo sie rumtoben können, wo auch mal was kaputt gehen kann, weil man ja zu Hause ist. Am besten, man hat keine Kinder, dann kann auch nichts kaputtgehen, in der Schreibresidenz wird dann nur geschrieben, wie es sich gehört. Das findet auch der Engel.

Sie fragen, schläft dein Baby schon durch?

Sie sagen zu meinem weinenden Baby im Kinderwagen, ist dir kalt?

Bist du hungrig?

Sie sagen, im Kindergarten gehört weinen dazu.

Mein Kind sagt, ich bin ein großes Kind.

Mein Kind sagt, ich bin Astronautin. Mein Kind sagt, ich bin Herr Bulle.

Sie sagen, Buben sind so.

Sie sagen, ein liebes Mädchen.

Mein Körper sagt, er braucht eine Pause.

Ich sage, später.

Ich sage, es geht sich alles aus. Irgendwie.

Stadtschreiber, Turmbewohner, Elbspaziergänger, zwei Monate, drei Monate, sechs Monate. Ich würde diese Zeit gerne in Anspruch nehmen, denn sie wird ja angeboten, landauf, landab, zu fast jeder Jahreszeit, in fast jeder Region. Zwei Monate, drei Monate, sechs Monate, das sind utopische Zeiträume, traumhaft schön, aber sie sträuben sich mit Händen und Füßen gegen mich. Für mich, Vater zwischen Brotjob, Schreiben und Sorgearbeit, gibt es keine Spaziergänge und Wanderungen, für mich werden die kleinen Wohnungen nicht zurecht gemacht, wird der Schreibtisch nicht ans Fenster gerückt.

Allein hätte ich diesen Text niemals schreiben können.

Ohne dich wäre ich bestimmt zu spät aufgestanden, zu spät ins Bett gegangen, die Zeit dazwischen vergeudet.

Ich würde seltener warm kochen, mich insgesamt weniger vollwertig und vitaminreich ernähren.

In den Coronatagen wäre mein Bauch noch dicker geworden und mein Rücken noch runder. So aber fingen die Morgen mit gemeinsamer Gymnastik an und gingen, als die Sportplätze wieder aufmachten, mit Fußball und Frisbee weiter.

Dank dir habe ich meinen Vater in mir entdeckt, der sich nur durchsetzen konnte, indem er laut wurde und mit dem Gürtel drohte. Du hilfst mir, die Manipulationsmaschen meiner Mutter zu durchschauen. Seit es dich gibt, werde ich selbst erwachsen.

Du kannst dich nicht in Luft auflösen. Damit müssen auch meine Auftraggeber leben. Ich kann mit dir nicht zu meinen Eltern oder Freunden auf die Couch ziehen, wenn mir das Geld ausgeht, deshalb kann ich auch keine unbezahlten Aufträge annehmen, tut mir leid.

Und seien wir ehrlich, ohne dich wäre der Roman auch noch nicht fertig. Aber du bist natürlich die allerbeste, glaubhafteste Ausrede.

Ich will Kritik weniger an mich herankommen lassen.  
Ich will eine gute Freundin sein.  
Ich will das Leben genießen.

Nach jeder Wehe habe ich Baumwipfel gesehen. Jedes Mal, wenn der Schmerz vorüber war, schwebte ich über einem unüberblickbaren Wald, weit und weich, unendlich die Baumwipfel der Blautannen. Sie gingen im Wind hin und her.

Wir schauen ins Blau, vor uns die Scheibe, die weiter nach oben reicht, als wir zusammen groß sind, wenn ich mein Mädchen auf den Schultern trage. Aber jetzt will sie wieder auf den Boden. Die Pinguine werden gefüttert und schnellen wie kleine Raketen durchs Bild.

Mein Mädchen drückt die Nase an die Scheibe und gleich muss ich ihr sagen, dass sie das lassen muss. Wegen der anderen Nasen, die da täglich drangedrückt werden, und weil jemand das putzen muss.

»Wenn ich mal ein Pinguin bin«, sagt sie und benutzt keinen Konjunktiv, »dann kann ich auch so schwimmen, oder?«

Sie sagt es, wie sie es meint. Nicht als Hypothese, nicht als Wunsch oder Möglichkeit, sondern als etwas, dass in der Zukunft mit ziemlicher Sicherheit eintritt. So wie sie sagt: »Wenn ich groß bin, dann kann ich auch lesen oder? Dann kann ich mir selbst ein Eis kaufen.«

Ich räuspere mich, will sagen: »Ich glaube, du wirst nie ein Pinguin.«

»Warum nicht?«, würde sie fragen und mich verständnislos ansehen.

»Das stimmt«, sage ich stattdessen, »das habe ich vorhin auch schon

gedacht. Wenn ich mal ein Elefant bin, dann kann ich mich an alles erinnern. Weißt du. An das, was du gerade machst, an das, was du tun wirst, alles. Dann vergesse ich nichts mehr. Und wenn ich mal eine Eule bin, dann bin ich die ganze Nacht wach und kann all die Arbeit erledigen, die liegen bleibt. Und tagsüber kann ich schlafen, nur schlafen.«

»Du kannst keine Eule sein«, sagt mein Mädchen.

»Wieso denn?«, frage ich und schaue sie verständnislos an.

»Du bist doch schon meine Mama.«

»Ach so«, sage ich, »ja, das stimmt.«

*Mit Texten und Textauszügen von Lene Albrecht, Eva Brunner, Dmitrij Gawrisch, Elisabeth R. Hager, Simone Hirth, Alexandra Ivanova, Jessica Lind, Lisa Kreißler, Barbara Peveling, Slata Roschal, Silke Sutcliffe, Matthias van den Höfel, Florian Wacker und Julia Weber.*